

Buchbesprechungen

Aeschlimann, Daniel: Eriz. Zwischen alter und neuer Zeit. Geschichte und Geschichten aus dem Leben von 12 Generationen Bauern, Küher und Bergbauern während 400 Jahren.

Thun-Gwatt: Weber AG Verlag o.J. [2011]. 224 Seiten. ISBN 978-3-909532-73-5.

Ein spezielles Buch, wie Peter Rychiger im erhellenden Vorwort über das stattliche Werk (auch formatmässig: 24,5 x 32,5 cm) schreibt. Der 1937 geborene Erizer Bergbauer Daniel Aeschlimann hatte ursprünglich beabsichtigt, für seine Familie die Geschichte von 12 Generationen und 400 Jahren Bergbauern- und Kühertum im Eriz darzustellen. Im Verlaufe der jahrelangen Arbeit ist wesentlich mehr daraus geworden. Schwergewichtig schöpft der Verfasser aus eigenem Leben und Erleben und aus den Erzählungen und Erinnerungen von Eltern, Grosseltern und anderen Familienmitgliedern. «Solange die Menschheit besteht, hat sich der Alltag innert zwei, drei Generationen noch nie so schnell verändert wie im zwanzigsten Jahrhundert», lautet der erste Satz der Einleitung. Und das wird gleich mit einer trafen Gegenüberstellung illustriert: «Mein Vater fuhr seiner Lebtag nie einen einzigen Schritt weit mit einem Motorfahrzeug, meine Söhne aber noch nie mit einem Leitseil.» Das ist, auf eine kurze Formel gebracht, der epochale Wandel von der traditionellen zur durchmechanisierten Landwirtschaft, von der bäuerlichen Autarkie zur globalen Vernetzung, die auch an der abgelegenen Voralpenlandschaft Eriz nicht vorbeigegangen ist. Aeschlimann verfügt über den weiten Horizont, den er erwarb als Gemeinderat, Präsident der Schwellenkorporation und der örtlichen Raiffeisenbank, als Musiker und als unermüdlicher Leser von historischer Literatur. Das erlaubt ihm, die Fakten zu vernetzen, die persönlichen Erinnerungen in den historischen Kontext zu stellen und Entwicklungen auf gescheite Art zu reflektieren.

Eine Frage, die er immer wieder stellt: wie lebten unsere, meine Vorfahren? Wo der Fluss der familiären Überlieferung dünn ist oder gar versiegt, rekonstruiert er aus der historischen Literatur eine Situation. Dabei gelingen ihm anschauliche und eindruckliche Schilderungen wie etwa die der *Wassermoth im Emmental*. «Ein Sommer, welchen der Urgrossätti sicher nicht vergessen konnte, musste der Sommer 1837 und speziell der Sonntag vom 13. August gewesen sein.» Ausgehend von der Schilderung Gotthelfs überlegt er, wie seine Vorfahren den Ausbruch der Naturgewalt in der exponierten Alphütte auf der Honegg erlebt haben könnten, liefert dazu präzise hydrologisch-morphologische Erklärungen und bringt weitere historische Schilderungen und Stellen aus den Gemeindepapieren aus dem Eriz bei, die auf die Folgen des Ereignisses Bezug nehmen.

Interessant ist es, die historischen Schwerpunkte aufzuspüren, die ein interessierter Laie bei der Betrachtung von vier zurückliegenden Jahrhunderten setzt. Bauernkrieg und Gnädige Herren, Napoleon und Bundesstaat, zwei Weltkriege und Grenzbesetzun-

gen, Landesstreik und Grippe, Weltwirtschaftskrise und Drittes Reich, General Guisan und Anpasserfiguren: Offensichtlich sind diese Elemente noch heute konstitutiv für das Geschichtsbild eines Schweizer.

Der Band reiht in mehr oder weniger chronologischer Reihenfolge rund 140 Kapitel oder Abschnitte aneinander, welche die verschiedensten Themen aufgreifen. Einige Beispiel: *Die Küherfamilie Aeschlimann wird sesshaft – Schrackzaun und Schweifelszaun – Elektrisches Licht kommt in die Bergtäler – Das Landwirtschaftsgesetz von 1954*. Viele persönliche Erinnerungen werden in rund 35 Mundartkapiteln vorgetragen.

Das Buch ist nicht gemacht, um in einem Zug gelesen zu werden. Aber die interessierten Leserinnen und Leser dürfen aus einer reichen Palette von geografischen, mentalitätsgeschichtlichen, wirtschaftshistorischen, politischen, lokalhistorischen, volkskundlichen oder familienbiografischen Darstellungen und Schilderungen auswählen. Aus dem Mosaik kann durchaus ein lebendiges Bild der Landschaft Eriz und ihrer Bewohner entstehen.

Christoph Zürcher, Bern

Kistler, Andreas; Zulauf, Elisabeth: Bärswiler Geschichten. Zum 1150-Jahr-Jubiläum.

Einwohnergemeinde Bärswil 2011. 232 S. Beilage: CD.

Der Titel *Bärswiler Geschichten* ist ein Understatement, der rundum gediegene Band bietet weit mehr als «Dorfgeschichten». Ein begüterter Alemanne schenkte am 12. Juli 861 dem Kloster St. Gallen Güter in «Perolteswilare» (Bärswil). Dieses frühe Datum hat glücklicherweise das professionelle Autorenteam nicht dazu verleitet, die ganze Dorfgeschichte ab origines aufzurollen resp. plattzuwalzen. In erfrischender Kürze wird in Kapitel 1 «Alte Geschichten» auf nur 13 Seiten der Bogen von der Eiszeit über die Kelten zur Klosterurkunde zur Herrschaft des Adels zum Schutzplan der Gemeinde von 2006 geschlagen.

«Frei und offen haben wir entschieden, was für uns wichtig war und ist, und worüber wir berichten wollen», schreiben Autorin und Autor im Vorwort. Ihre Leitfragen: «Was macht Bärswil so speziell?» und «Was macht die Bärsiwilerinnen und Bärswiler so speziell?». In den acht Kapiteln *Alte Geschichten, Gemeindegeschichten, Burgergeschichten, Schulgeschichten, Entwicklungsgeschichten, Naturgeschichten, Gewerbe-geschichten, Vereinsgeschichten* wird eine gut recherchierte Palette von wichtigen Aspekten der Gemeindegeschichte präsentiert.

Im Kapitel *Merkwürdigkeiten* wird über Alltagsereignisse berichtet, Lebensbilder werden dargestellt und Denkwürdigkeiten festgehalten. Zur Auflockerung werden als *Kleinigkeiten, Kuriositäten, Kostbarkeiten* separate kurze Texte eingeschoben.

Bereichert wird der Band durch sehr viele und sehr gute Illustrationen, darunter Gegenüberstellungen von alten und neuen Aufnahmen von Dorfteilen und Gebäuden, Gemeindepläne, grafische Darstellungen und anderes mehr.

Eine Glanzidee war es, das Buch mit einer CD zu ergänzen. Diese enthält nicht nur den Text des Buches und das ganze Bildmaterial, sondern auch noch Textergänzungen, Zusatzillustrationen, 36 Dorfpläne und die Objektblätter des Bauinventars. Ausführliche Vereinsgeschichten können Interessierte nun auf der CD nachlesen, während im Buch kürzere Zusammenfassungen zu finden sind. Der Bärswiler Militärradfahrer Werner Kläy meldete sich 1919 zur Bewachungsmannschaft für einen militärisch begleiteten Handelszug nach Bukarest. Seine Erlebnisse hielt er in einem Tagebuch fest. Die Zusammenfassung steht im Buch, der vollständige Text ist auf der CD greifbar. Mit dieser überlegten Massnahme konnte der Umfang des Buches so handlich gehalten werden, dass man es gerne aus dem Büchergestell «zur Hand» nimmt, was für eine Lokalgeschichte wichtig ist, wenn sie ihren Zweck erfüllen soll. Nebenbei: die CD erhöht die didaktische Einsetzbarkeit des Bandes in den Gemeindeschulen, Bilder und Text sind kopierbar.

Es fällt schwer, aus der Fülle des Bandes einzelne Beiträge besonders hervorzuheben. Immerhin sei auf die sehr schöne Darstellung der Geschichte der Bärswiler Keramik hingewiesen. Bärswil war neben Langnau und Heimberg einer der bedeutenderen Standorte der bernischen Keramikproduktion. In Bärswil wurden sogar echte Fayencen (eine Porzellan-Imitation) hergestellt.

Ein kleines Detail: Die präzisen Literaturangaben und Belegstellen sind jeweils am Schluss eines Kapitels zusammengefasst – sehr leserfreundlich und zur Nachahmung empfohlen.

Christoph Zürcher, Bern

**Knuchel, Hans Peter; Schmidli, Hermann; Schneider, Ursula;
Weber, Robert; Witschi, Bernhard: Bätterkinder.**

Schriftleitung: Hermann Schmidli. Hrsg. im Auftrag des Gemeinderates zum Jubiläum 750 Jahre Bätterkinder 2011. Bern: Stämpfli 2011. 292 S.
ISBN 978-3-7272-1196-6.

Die Gemeinde Bätterkinder am linken Emmenufer und am Ende des Limpachtals umfasst die Dörfer Bätterkinder und Kräiligen. Sie gehörte im Hochmittelalter zum kyburgischen Amt Utzenstorf und figuriert in einem kyburgischen Güterverzeichnis von 1261, was 2011 den Anlass zum 750-Jahre-Jubiläum bot, zu dem das vorliegende Buch, als «Dorfchronik von Bätterkinder» bezeichnet, durch ein vom Gemeinderat beauftragtes Autorenteam erarbeitet wurde. Bätterkinder wurde allerdings schon 1243 in einer kybur-

gischen Tauschurkunde erwähnt, sodass bereits im Jahr 2043 das 800-Jahre-Jubiläum gefeiert werden dürfte.

Das Bätterkinden-Buch kommt, durch namhafte Sponsoren aus Industrie und Gewerbe sowie durch den Lotteriefonds des Kantons Bern gefördert, als stattlicher, reich illustrierter Band daher und breitet auf 292 Seiten eine reiche Fülle von Wissenswertem über die Gemeinde aus. Bätterkinden war vergleichsweise lange Zeit, nämlich bis zur Eröffnung der Bern-Solothurn-Bahn (1916) bäuerlich geprägt. Die Einwohnerzahl blieb zwischen 1860 und 1910 fast konstant bei 1300. Heute ist Bätterkinden eine rasch wachsende Agglomerations- und Dienstleistungsgemeinde. 2010 betrug die Einwohnerzahl rund 3100. 64 landwirtschaftlich Tätigen stehen 856 Personen in Dienstleistungsberufen gegenüber.

Die Schwerpunkte der Darstellung sind an der Kapiteleinteilung abzulesen: Geschichte (1–119), Burgergemeinde (121–151), Kirchgemeinde (153–182), Schulen (183–211), Gewässer (213–227), Landwirtschaft (229–252), Handwerk, Gewerbe und Industrie (253–278).

Von besonderem Interesse ist das Kapitel über die Gewässer. Emme und Limpach waren in der Vergangenheit für manche Hochwasser und Überschwemmungskatastrophen verantwortlich, waren aber, zusammen mit der Urtenen, auch wichtig für die Wasserversorgung der Gemeinde und für den Betrieb gewerblicher Einrichtungen. Allerdings bediente sich nur ein grösseres Industrieunternehmen der zur Verfügung stehenden Wasserkraft, nämlich die 1870 eröffnete Holzschliff-Fabrik (Holzschliff ist das Halbfabrikat für die Papierherstellung), die sich allerdings schon 1892 mit der Papierfabrik Utzenstorf vereinigte.

Die Limpachtal-Melioration von 1939–1953 scheint ein Musterprojekt gewesen zu sein, jedenfalls wird 1945 ein Besuch General Guisans mit Regierungs- und Gemeindevertretern und 1961 gar eine Besichtigung durch Bundespräsident Prof. Wahlen und den deutschen Bundespräsidenten Lübke vermerkt. Auslöser der Melioration war einerseits die zunehmende Versumpfung des Bätterkinden-Aetigenmooses, die einer Intensivierung und Mechanisierung der Landwirtschaft entgegenstand, zweitens die Notwendigkeit des Mehranbaus (Plan Wahlen). Dazu wurden auch 1835 Aren Wald gerodet, eine Fläche, die dann schliesslich zur Bauzone geschlagen wurde, eine treffliche Illustration für den Kulturlandschaftswandel und die dabei wirkenden Kräfte.

Die Gemeindepolitik wird, nach den Informationen aus dem Buch zu schliessen, fast ausschliesslich durch die SVP (früher BGB) und die SP bestimmt, ein Muster, das für bernische Landgemeinden typisch zu sein scheint. Es wäre sicher lohnend gewesen, dieses Thema noch etwas zu vertiefen. Dem steht aber möglicherweise die Scheu entgegen, in Jubiläumsbüchern zu ausführlich über Politik zu schreiben.

Christoph Zürcher, Bern

Lehmann, Annelies: Konolfingen. Die Entwicklung des Dorfes in den 25 Jahren zwischen 1983 bis 2008.

Selbstverlag Annelies Lehmann 2010. 112 S. ISBN 978-3-905708-72-1.

Gemeinderat Konolfingen (Hrsg.): Konolfingen. Die Chronik 1983–2008.

o. J. 116 S.

Geburtsort von Friedrich Dürrenmatt und Produktionsort der Staldencrème, soviel ist vielen bekannt, wenn von der Gemeinde Konolfingen die Rede ist. Einiges mehr über das Leben in der Gemeinde und die Veränderungen, die in den letzten 25 Jahren in Konolfingen wie auch in anderen Gemeinden stattgefunden haben, erfährt man im Buch von Annelies Lehmann. Der kleine Band, der im Zusammenhang mit dem 75-jährigen Jubiläum der Gemeinde Konolfingen entstand, knüpft zeitlich an die 1983 erschienene Ortsgeschichte von Hans Schmocker¹ an und möchte die augenfälligsten Entwicklungen und Veränderungen seither aufzeigen, erhebt aber keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit.

So präsentiert sich das Buch als Sammlung verschiedener Ereignisse und Entwicklungen aus unterschiedlichen Bereichen wie Wirtschaft, Kultur, Verkehr, Infrastruktur, über soziale und gemeinnützige Institutionen bis hin zu Schwing- und Jodlerfesten.

In verschiedenen Kapiteln nimmt die Dokumentation der regen Bautätigkeit breiten Raum ein. Wie in anderen Gemeinden, entstanden in Konolfingen in den letzten 25 Jahren verschiedene neue Wohnquartiere. Auch die sozialen und gemeinnützigen Institutionen thematisiert die Autorin ausführlich.

Beinahe gleichzeitig mit dem vorliegenden Band ist auch die vom Gemeinderat Konolfingen herausgegebene Chronik zur jüngsten Geschichte des Dorfes erschienen. Beide Texte greifen weitgehend die gleichen Ereignisse und Entwicklungen auf. Die offizielle Chronik der Gemeinde enthält zudem Porträts und Interviews von und mit verschiedenen Persönlichkeiten aus Konolfingen, was die Sammlung an Ereignissen und Geschichten aus der Gemeinde abwechslungsreich macht.

Das Buch der ehemaligen Dorflehrerin Annelies Lehmann ist geprägt von persönlich Erlebtem. Es enthält viele Details und wurde mit viel Liebe zum Gegenstand verfasst, das ist zwischen den Zeilen deutlich herauszuspüren. Die Anordnung der einzelnen Themen erscheint allerdings ziemlich beliebig. Eine Einordnung der erlebten und beobachteten Begebenheiten in allgemeine Entwicklungen der letzten 25 Jahre hätte wohl geholfen, die fehlende Klammer zu bilden.

Alles in allem bieten beide Publikationen gerade für Neuzuzüger einige wissenswerte Informationen über den Ort. Wer mehr über die Geschichte von Konolfingen wissen möchte, dem sei nach wie vor die Ortsgeschichte von Hans Schmocker empfohlen.

Regula Wyss, Konolfingen

Anmerkung

- ¹ Schmocker, Hans: Konolfingen. Texte und Bilder über eine bernische Gemeinde, hrsg. von der Einwohnergemeinde Konolfingen. Bern 1983.

Schnell, Dieter; Kehrl, Manuel; Schlup, Murielle: Stürler in Rom. Ein Berner Architekt auf Bildungsreise 1792.

Katalog zur Ausstellung im Schloss Jegenstorf. Bern: Schloss Jegenstorf 2011. 58 S. ISBN 978-033-02717-6.

Der Stammbaum des Berner Patriziers Ludwig Samuel Stürler (1768–1840) lässt sich genau zurückverfolgen, seine Ausbildung und sein Lebensweg hingegen weit weniger. Merkwürdig dunkel ist seine Biografie gerade an den Stellen, wo die Geschichte hellstes Licht hingeworfen hat. Laut frühester Quelle arbeitete er 1787 als Steinmetz mit am Rathausbau von Neuchâtel. Dieses Unternehmen, vom Pariser Architekten Pierre-Adrien Pâris in den Jahren nach 1784 geleitet, ist der revolutionärste Bau innerhalb des Gebietes des damaligen Fürstentumes und der damaligen Eidgenossenschaft. Es ist auch derjenige Bau, in den neben französischer Ästhetik am meisten Italienerfahrung einfließt: die Säulen im Vestibül des Erdgeschosses weisen deutlich auf ihre antiken Vorbilder in Paestum hin, die Pâris aufgenommen und für ein Druckwerk vermessen hatte. Vielleicht fasste Stürler bei dieser Arbeit den Wunsch, einmal jenes gelobte Land antiker Grösse zu besuchen, wir wissen es nicht. Wir können auch nur ahnen, dass ihn die Erfahrungen von Neuchâtel zunächst einmal in die französische Hauptstadt trieben, wo er sich von 1789 bis 1791 aufhielt. Wieder fällt vom hellen Licht der Geschichte nichts auf ihn; kein Zeugnis berichtet darüber, wie er den Beginn der Revolution miterlebt hat. Nur der Architekt, bei dem er seine Ausbildung erhielt, ist bekannt: François-Jacques Delannoy, nicht der bekannteste unter den Architekten jener Tage. Delannoy war selbst in Rom gewesen, vielleicht hat er Stürlers Wunsch, Italien zu sehen, weiter Auftrieb verliehen, jedenfalls kann dieser im Anschluss an den Pariser Aufenthalt dank Geldern seiner Familie die Italienreise in Angriff nehmen. Hätte er es nicht als Architekt getan, es hätte ihm allein als Patrizier gut angestanden. Doch in seinem Falle überwiegt die Vermutung, er sei nach Italien gefahren, um nach der Rückkehr

seine Chancen auf dem umkämpften heimischen Markt zu steigern. Denn Italien wuchs in jenen Tagen in noch höherem Masse als Paris für Architekten und Maler zu einer Referenz erster Güte heran. Die Pfade dieser Grand Tour waren gespurt. Der Weg umfasste in der Regel die vier Zentren Mailand, Venedig, Florenz und Rom, Stätten der wichtigsten Malerschulen. Erst ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kam auch und allmählich der Süden Italiens hinzu. Im Falle Stürlers wirkt selbst das Licht Italiens nicht erhellend. Denn neben einer handvoll Zeichnungen hat er keine weiteren Zeugnisse in schriftlicher Form hinterlassen. Vor den Zeichenstift kamen ihm die gängigen Motive: das Forum Romanum, die Cestiuspyramide, der Palatin, die Via Appia sowie ausserhalb Roms das obligate Tivoli. In den Norden zurück fuhr er durch Umbrien, denn der Tempel an der Quelle des Clitumnus bei Spoleto ist ihm auch aufgefallen. Alles hat er in etwas distanzierter, bisweilen fast pedantischer, jedenfalls selten zum Atmosphärischen neigender Weise festgehalten, mehr dem Klassizismus verpflichtet als der aufkeimenden Romantik. Soweit erkennbar, hat ihn auch die Bekanntschaft mit Paris nicht dazu bewogen, weiter nach Süden vorzudringen. Allem Anschein nach war er darin weniger mutig als sein Landsmann Melchior Berri, der sich 1827 bei der detaillierten Aufnahme der Ausgrabungen in Pompeji einen Sonnenstich zuzog.

Die Hoffnungen, die Stürler wohl an seine Italienreise knüpfte, haben sich nicht erfüllt; die Aufträge in Bern blieben aus. Zwar wurde er 1796 tatsächlich zum Steinwerkmeister ernannt, doch schon 1798 wurde das Amt aufgehoben. Nunmehr galt allein der freie Markt, der auch in Bern die Preise diktierte. Ganz offensichtlich hat Stürler einen schweren Stand gehabt, denn obwohl zahlreiche Projekte überliefert sind, hat er nur wenige realisieren können. Von den Vorhaben spricht der Katalog und lässt eigentlich erkennen, wie wenig die italienische Erfahrung nachgewirkt hat. Was Stürler plante, hätte auch aus der Kenntnis der französischen Revolutionsarchitektur entstehen können. Nirgends verbaut er – wie etwa Paris in Neuchâtel – Erfahrungen von italienischen Vorbildern. In dieser Hinsicht scheint er wenig flexibel gewesen zu sein. Unbesehen der tatsächlichen Leistungen Stürlers ist es aber ein grosses Verdienst der Verfasser und Herausgeber, diesen Architekten aus dem Dunkeln der Geschichte ans Licht gehoben, sein Leben aufgerollt und minutiös nachgezeichnet zu haben, soweit das überhaupt möglich ist. Die Auswahl der Exponate der Ausstellung, die sämtliche im Katalog auch farbig wiedergegeben werden, bietet einen umfassenden, fast möchte man sagen: vollständigen, Überblick über das Werk. Seinetwegen braucht die Schweizer Architekturgeschichte nicht umgeschrieben zu werden. Gleichwohl ist Stürler in zweierlei Hinsicht ein typischer Repräsentant seiner Zeit: einerseits als aus der Oberschicht stammender Architekt, wie es in Bern mit Albrecht Stürler, Carl Ahasver von Sinner, Johann Jakob

Jenner oder auch Niklaus Schiltknecht eine ganze Reihe von Vorläufern gab. Weder der Beruf des Steinmetzen, den Stürler zunächst ausübte, noch jener des praktizierenden Architekten scheint im Bern des Ancien Régime mit Standesdünkeln kollidiert zu sein. In einer Sozialgeschichte der Schweizer Kunst, die noch aussteht, könnte er als idealtypisches Beispiel angeführt werden. Andererseits bildet er den Anfang jener Karawane von Berufsgenossen, die im frühen 19. Jahrhundert Richtung Italien loszieht. Soweit auf einen Blick erkennbar, ist vor ihm (1754–56) aus Bern nur Erasmus Ritter dorthin gereist. Im anbrechenden 19. Jahrhundert nimmt die Italiensehnsucht merklich zu, wobei zur Begründung gelegentlich auf den animierenden Einfluss von Goethes Italienreise hingewiesen wird, namentlich für die Erforschung des Südens. Ob auch Stürler von Goethe angeregt wurde, ist freilich zweifelhaft. Seinem geistigen Profil dürfte Páris oder Delannoy in Paris wohl doch näher gestanden haben.

Axel Gampp, Basel

Somm, Markus: General Guisan. Widerstand nach Schweizerart.

Bern: Stämpfli Verlag AG 2010. 247 S. ISBN 978-3-7272-1346-5.

Warum Guisan? Mit dieser Frage beginnt Markus Somm sein Buch zu General Henri Guisan und führt die Leserin und den Leser als Erstes nach Faulensee in eine alte Festung, die von Freiwilligen zu einem Museum umgestaltet wurde. Dort hängt, wie es früher selbstverständlich war, auch ein Porträt von Henri Guisan an der Wand. Am Ende des Zweiten Weltkrieges sei der General ein Star gewesen, dem es gelungen war, die Schweiz durch seinen Rückzug ins Reduit davor zu bewahren, in den Krieg hineingezogen zu werden. Heute sei er hingegen weitgehend vergessen, was Somm vor allem darauf zurückführt, dass die Historikerinnen und Historiker der heutigen Zeit sich mehr für die wirtschaftliche Zusammenarbeit interessieren würden. Die Rolle der Armee interessiere die Geschichtswissenschaft kaum mehr und werde zu Unrecht tabuisiert. Der Mythos des Reduit sei aber lebendiger denn je, wie eine 2009 produzierte Sendereihe des Schweizer Fernsehens gezeigt habe. Ohne es direkt zu sagen, macht sich Somm so zum Sprecher von Volkes Stimme, das im Gegensatz zu den professionellen Historikerinnen und Historikern noch genau wisse, was richtig sei. Guisan sei keine bessere Ausgabe von HD Láppli und auch kein Statist im Zweiten Weltkrieg, der jederzeit durch einen anderen hätte ersetzt werden können. Auf ihn kam es an, so Somm, und deshalb sei es wichtig, den General wieder in das richtige Licht zu rücken. Willi Gautschi, für Somm ein echter Veteran des Aktivdienstes, habe dies in seinem Standardwerk eigentlich getan, doch werde das Buch trotz vieler positiver Besprechungen von jungen Menschen kaum mehr zur Kenntnis genommen.

Damit ist klar, welches Ziel Somm verfolgt. Guisan muss wieder zum Helden werden, auch wenn er dafür eigentlich ein unwahrscheinlicher Kandidat gewesen sei. Er war kein militärisches Genie und wäre wohl in keinem anderen Land als der Schweiz an die Spitze des Militärs gelangt. Aber im Gegensatz zu anderen habe Guisan seine Macht nie missbraucht und er habe sich auch nie eingebildet, Geschichte formen und für seine eigenen Zwecke instrumentalisieren zu können. Im Gegensatz zum überforderten Bundesrat sei es Guisan mit der Schaffung des Reduit gelungen, die Unabhängigkeit der Schweiz zu bewahren. Somm kritisiert daher Historiker wie Markus Heiniger oder Jakob Tanner scharf und bezeichnet deren Thesen als «neue Orthodoxie» (S. 157), die es zu hinterfragen gelte. Es sei nicht der Zweck des Reduits gewesen, eine stärkere wirtschaftliche Zusammenarbeit mit Deutschland zu ermöglichen. Vielmehr habe es sich um eine Notfalllösung gehandelt, um die Unabhängigkeit des Landes bis zu einem Sieg der Alliierten zu bewahren. Schon vor 1940 habe Guisan immer auf einen Sieg der Alliierten gesetzt und daher auch geheime Absprachen mit der französischen Militärführung getroffen. Somm ist überzeugt, dass es solche gegeben habe, obwohl Guisan dies immer bestritt. Hier hatte wohl der General recht, denn die französische Militärführung unter General Gamelin, die der Autor wie die ältere Forschung als komplette Versager abstempelt, wusste sehr genau, wie sie mit heiklen politischen Fragen wie der Neutralität der Schweiz umgehen musste. Mehr als informelle Absichtserklärungen gab es daher nie. Auch Somm hätte dies erkennen können, denn er zeigt schön auf, dass der deutsche Staatssekretär Ernst von Weizsäcker im Umgang mit diesen angeblichen Quellen seine ganz eigenen Ziele verfolgte und auch vorgab, diese vernichtet zu haben, um die Schweiz zu schützen, was er von Beginn weg ja schon hätte tun können.

Die Niederlage Frankreichs vom Sommer 1940 traf Guisan wie die politische Führung als Schock und lähmte auch ihn, wie Somm richtig erkennt. Erst die anpasserische Rede des vom Autor als ehrgeizigen, eingebildeten und elitären Waadtländer Radikalen beschriebenen Bundesrat Marcel Pilet-Golaz, der sich unschweizerisch wie ein Monarch aufgeführt habe, bot Guisan die Chance, sich von der Politik abzusetzen. Den Rütli-rapport beschreibt Somm dabei als wichtigen, aber auch riskanten Wendepunkt. Es sei keineswegs klar gewesen, dass es dem General gelingen werde, die Skeptiker zu überzeugen, dass er es nun mit dem Widerstand ernst meine. Das Reduit sei schliesslich die Umsetzung dieser Haltung durch einen Menschen gewesen, den Somm zum Schluss seines Buches nicht nur den höflichen General, sondern auch als das konservative Gegenbeispiel zu Hitler nennt. Er habe durch das Reduit den Widerstandswillen der Schweiz wirkungsvoll verkörpert und sich nur in seiner Haltung zur schweizerischen Flüchtlingspolitik geirrt. Guisans mit sonorer Stimmlage vorgetragene Ermahnungen seien der hörbare Unterschied «zwischen einer alten Demokratie und einem Regime von Lügner»

(S. 222) gewesen und der General sei, so zitiert Somm zum Schluss Herbert Lüthy, der Hirte gewesen, um den sich die Schutz suchende Herde geschart habe.

Insgesamt hinterlässt das Buch von Markus Somm einen zwiespältigen Eindruck. Seine Studie mutet an wie eine Rückkehr zur Geschichte der grossen Männer sowie zu einer Glorifizierung konservativer Militärs. Das erinnert in fataler Weise an die Art und Weise wie ähnlich denkende Offiziere im Deutschen Reich lange als der saubere Teil der Wehrmacht dargestellt wurden. Eine fundiertere Quellenkritik und eine stärkere Einbindung in die internationale Forschung der Gegenwart zur Geschichte des Zweiten Weltkrieges wären hier sicherlich angebracht gewesen. Somms Studie enthält allerdings auch interessante Erkenntnisse, die der Autor aber vielleicht gar nicht so intendiert hat. So spricht Somm davon, dass der General «Widerstand nach Schweizerart» geleistet und «den Schweizern das Gefühl [gegeben habe], auch aus eigener Kraft den Krieg glücklich überstanden zu haben» (S. 13). Er zeigt auch auf, dass der General die Limmatstellung mitten durch Zürich verlaufen liess, ohne sich die Frage zu stellen, ob und wie in der Stadt ein Häuserkampf geführt und wie die Stadtbevölkerung in einem solchen Fall evakuiert werden sollte. Eine Antwort auf eine entsprechende Anfrage der Zürcher Regierung blieb vonseiten des Generals aus (S. 48). Somm klärt auch die Frage nicht, wie die Logistik und Versorgung der im Reduit kämpfenden Truppen ohne die wirtschaftlichen Ressourcen des Mittellandes in einem «totalen Krieg» hätte sichergestellt werden sollen. Wichtiger als eine reale Verteidigung der Schweiz, die Guisan wie viele seiner Kameraden im Schatten des «totalen Krieges» nicht wirklich sicherzustellen verstanden hätte, war für den Mann mit einem «ausgeprägten Gespür für Public Relations» (S. 53) die Mystifizierung von Militär und Geschichte. Sein Erfolg lag daher primär darin, dass es ihm gelang, den Menschen den in Realität gar nicht bestehenden Eindruck zu vermitteln, dass der Rückzug der Armee ins Reduit der primäre Grund für die Bewahrung der schweizerischen Eigenständigkeit gewesen sei. Diesem Schöpfer des Mythos des Reduit will Markus Somm ein Denkmal setzen. Schade nur, dass dieser Mythos schon lange seinen Glanz verloren hat. Dieser lässt sich – leider, mögen einige bedauern – auch mit den besten Public Relations und den durchaus bemerkenswerten Schreibkünsten eines sehr begabten Journalisten nicht wieder zum Leben erwecken. Eine kritische Auseinandersetzung mit Guisans Wirken wie auch mit der wirklichen militärischen Bedeutung des Reduit bleibt deshalb ein Desiderat der modernen Militärgeschichte.

Daniel Marc Segesser, Wabern

**Stuber, Martin; Bürgi, Matthias: Hüeterbueb und Heitisträhl.
Traditionelle Formen der Waldnutzung in der Schweiz 1800 bis
2000. Mit Dokumentarfilmen zum Thema von Rahel Grunder.**

Bristol-Schriftenreihe Bd. 31. Bern: Haupt 2011. 302 S., Beilage: DVD.
ISBN 978-3-258-07693-5.

Das Pflücken von Heidelbeeren gehört bis heute zu den typischen traditionellen Formen der Waldnutzung in der Schweiz. Noch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bedeutete diese Art der Sammelwirtschaft eine wichtige Entlastung des Haushaltsbudgets von ärmeren Familien, vor allem in alpinen und voralpinen Regionen. Die Beeren dienten dabei nicht nur der Selbstversorgung, denn der Verkauf von Heidelbeeren konnte sich durchaus lohnen: 1933 beispielsweise verkauften in Innertkirchen rund 80 Sammler zusammen 7340 kg Beeren zu 90 Rappen. Ein einzelner Sammler konnte durchaus 5–7 kg pro Tag pflücken, vor allem wenn der «Heitisträhl» zum Einsatz kam, was trotz Verboten eher die Regel als die Ausnahme war. Zum Vergleich: Ein Kilogramm Brot kostete damals etwa 50 Rappen, der Taglohn war also nicht zu verachten. Das Beeren-sammeln war meist harte, mitunter eine für die Versorgung notwendige, aber oft durchaus auch vergnügliche Kinder- und Frauenarbeit, je nachdem wie stark der ökonomische Druck auf den Familien lastete.

Es gehört zu den grossen Verdiensten der vorliegenden Publikation, die enorme Vielfalt der traditionellen Waldnutzungsformen (beispielsweise zur Futter- oder Streubeschaffung, zum Sammeln von Beeren und Pilzen sowie zur Gewinnung von Wirkstoffen, Brennstoffen oder Werkstoffen), gleichzeitig lebensnah und trotzdem äusserst souverän in den wissenschaftlichen Diskurs eingebettet, darzustellen. Dem Historiker Martin Stuber und dem Umweltnaturwissenschaftler Matthias Bürgi gelingt dies in einer beispielhaften interdisziplinären Kooperation dank einer ausgewogenen Mischung von Interviews mit Zeitzeugen (Oral History) mit Befunden, welche sich aus schriftlichen Quellen und der Literatur ableiten lassen. Die beiden Autoren setzten sich zum Ziel, einen Beitrag zu Bewahrung des kulturellen Erbes zu leisten, zweitens die verschiedenen Formen der traditionellen Waldnutzung in Fallstudien zu dokumentieren und dadurch auch regionale Unterschiede deutlich zu machen sowie drittens die Bedeutung dieser Waldnutzungen im Kontext der ländlichen Ökonomie und Gesellschaft zu verstehen.

Der erste Teil des Buches enthält, basierend auf einer intensiven Literaturstudie, einen hervorragenden gesamtschweizerischen Überblick über die Vielfalt und Entwicklung der traditionellen Formen der Waldnutzung in der Schweiz von 1800 bis 1950. Der zweite Teil setzt sich aus fünf Fallstudien zusammen, welche sich vor allem auf insge-

samt 56 Oral-History-Interviews abstützen, die zwischen Dezember 2006 und Juni 2009 durchgeführt worden waren. Ergänzend wurden aber jeweils die verfügbaren schriftlichen Quellen beigezogen, was die Einordnung der Aussagen aus den Interviews sehr erleichtert. Diese Gegenüberstellungen zeigen stellenweise Schwierigkeiten und Grenzen der Umsetzung damaliger Regulierungen seitens der Forstadministration auf (z.B. Forstpolizeigesetze, Bestimmungen in Waldwirtschaftsplänen). Für die Fallstudien wurde alpine und voralpine Gebiete ausgesucht, wo vorausgesetzt werden konnte, dass die traditionellen Formen der Waldnutzung noch bis über die Mitte des 20. Jahrhunderts hinaus praktiziert wurden und wo also noch auf das Wissen von Zeitzeugen zurückgegriffen werden konnte: das Saanenland, die Vorderen Vispertäler, der Fankhausgraben, das Schächental und das Prättigau. Im Schlussteil synthetisieren die Autoren die empirischen Ergebnisse. Sie liefern eine wertvolle Klassifikation der Waldnutzungen nach den Kriterien Aktivität, Produkt und Verwendung. Die Autoren weisen darin insbesondere auf die grosse Bedeutung vieler traditioneller und weitgehend verschwundener Nutzungsarten für die Artenvielfalt in den Wäldern hin, welche beispielsweise die in der Vergangenheit so verpönte Waldweide oder Streunutzung heute in einem neuen Licht erscheinen lassen. Am Beispiel der Waldweide durch Ziegen lässt sich auch der grosse Zusatznutzen des Einbezugs der Innenperspektive durch die Interviews konkretisieren. Aus der Literatur wohlbekannt ist die vehemente Ablehnung der Ziegenwaldweide und überhaupt der etwas despektierlich als «Nebennutzungen» bezeichneten Formen der Waldnutzung durch die aufstrebende Forstwissenschaft des 19. und 20. Jahrhunderts aufgrund der Unverträglichkeit von Waldweide und Waldverjüngung. Die Interviews geben dagegen ein viel differenzierteres Bild der Förster, welche sehr pragmatisch immer auch die Zwänge der örtlichen Ökonomie berücksichtigten. Daneben zeigt sich auch, dass die Erklärung für das weitgehende Verschwinden der traditionellen Waldnutzungen weniger die forstlichen Verbote als eher andere Faktoren wie die Ausdehnung der allgemeinen Schulpflicht und das aufgrund der verbesserten Verkehrserschliessung erleichterte Importieren von auswärtigem Futter sowie alternative Einkünfte aus dem Tourismus verantwortlich waren. Insgesamt gelingt den Autoren des gut lesbaren und sorgfältig lektorierten Buches damit ein herausragender Beitrag zur Wirtschafts-, Kultur- und Sozialgeschichte des Waldes und der ländlichen Gesellschaften des 19. und 20. Jahrhunderts, welcher durch liebevoll ausgewähltes Bildmaterial noch zusätzlich aufgewertet wird. Bezüglich der sozialen und ökonomischen Bedeutung der traditionellen Waldnutzung bleiben Fragen offen, beispielsweise hätte im Sinne einer Modellrechnung die Bedeutung der verschiedenen Waldnutzungsformen für das Budget ärmerer Haushalte quantifiziert werden können. Verständlicherweise nehmen in der Synthese die Zusammenhänge von traditionellen Waldnutzungen und

Artenvielfalt mehr Platz ein als die Diskussion des Einflusses dieser Waldnutzungen auf die Waldentwicklung. Diese Formen der «Waldbewirtschaftung» werden richtigerweise als vermehrt zu berücksichtigende Parameter in den Waldökosystemmodellen der modernen Forstwissenschaften eingeführt. Vielleicht greifen die Autoren solche Fragen in ihrer weiteren Forschungstätigkeit auf. Interessant wäre natürlich die Ergänzung um Fallstudien aus dem Jurabogen und der Alpensüdseite.

Als CD enthält die Publikation zudem sechs eindrückliche Dokumentarfilme von Rahel Grunder, mit historischem und aktuellem Filmmaterial sowie Interviewausschnitten, welche das Thema einem breiteren Publikum auf gekonnte Art erschliessen und die sich insbesondere auch für den Einsatz im Unterricht anbieten.

Ueli Haefeli; David Walker, Bern/Luzern